

Ulrich Trebbin • Letzte Fahrt nach Königsberg

Ulrich Trebbin

Letzte Fahrt
nach Königsberg

btb

Für die Familie

»Every person's life is worth a novel.« Erving Polster

Inhalt

Prolog	11
1 Potsdam, Anfang Januar 1945	15
2 Königsberg, Juni 1932	28
3 Potsdam, Mitte Januar 1945	72
4 Samland/ Kurische Nehrung, Anfang Juli 1936	84
5 Königsberg, Mitte Januar 1945	131
6 Königsberg, Mai 1937	182
7 Potsdam, Ende Februar 1945	239
8 Königsberg, Dezember 1939	284
9 Marburg/Aachen, Sommer 1948	311
Epilog	343
Dank	349

Prolog

Auf dem kleinen Sekretär meiner Großmutter stand, solange ich denken konnte, das Foto eines jungen Mannes, den ich nicht kannte. Das vergilbte Fotopapier und die welligen Ränder erzählten von einer lang vergangenen Zeit, weit vor der meinen. Als Kind streifte mein Blick die sepiabraune Fotografie immer nur kurz. Dennoch hat sie sich in meiner Erinnerung eingenistet. Sie übte eine kaum wahrnehmbare Faszination auf mich aus. Nach dem Tod meiner Großmutter ist das gerahmte Foto mit ein paar anderen Erinnerungsstücken in meinen Besitz übergegangen.

Der junge Unbekannte hat eine stille und einnehmende Ausstrahlung. Über seiner Uniform sitzt auf dem engen Kragen ein schmaler Kopf mit einer noch schmaleren, aristokratischen Nase. Die Haare hinten jungenhaft kurz-rasiert, vorne adretter Scheitel. Der vielleicht Zwanzigjährige wirkt brav und angepasst wie ein Einserschüler, aber auch Selbstbewusstsein und Eigenständigkeit liegen in seinen Zügen. Obwohl die Aufnahme schwarz-weiß ist, sehe ich an seiner Gesichtsfarbe, dass er den Sommer im Freien verbracht hat. Seine Stirn leuchtet, der Blick geht hinunter zu den Papieren vor ihm auf dem Schreibtisch.

Den Kopf neigt der junge Mann gerade so weit nach vorne, wie es die Beschäftigung mit dem Schriftzeug verlangt. Beflissen erledigt er seine Arbeit, aber er hat Abstand zu ihr. Er wirkt still und zurückgenommen, man könnte ihn für traurig halten. Mit der Lupe erkenne ich unter dem Adler auf seiner rechten Brust ein grobkörniges Hakenkreuz. Ich möchte lieber nicht wissen, an welchem Rädchen er mit der Erledigung dieser Schriftstücke gerade dreht.

Die Uniform scheint ihn einzuengen, ihm seinen Willen abzuschnüren, plötzlich erinnert sie mich an ein Korsett. Der junge Soldat könnte heute mein Sohn sein, und ich mache mir fast ein wenig Sorgen um ihn: Dass er abstumpfen könnte in Gehorsam und blinder Pflichterfüllung. Dass er hineingezogen wird in die Maschinerie der Diktatur. Fast möchte ich ihm seinen Pomadescheitel durchwuscheln und ihn an die frische Luft scheuchen. Wieso ist er nicht an der Bernsteinküste, in Begleitung anderer junger Menschen, bricht die Wellen mit bloßem Oberkörper oder fährt mit dem Fahrrad Wettrennen durch Alleen und Kornfelder?

Stattdessen der Tisch, ein Tintenfass und die ausgebreiteten Dokumente: Die Linke blättert in einem großen Buch, der schlanke Zeigefinger seiner Rechten hält eine Zeile eines losen Blattes fest. Einzig der kleine Finger führt ein Eigenleben: Sorgsam abgespreizt liegt er mit der Kuppe auf der Tischplatte. Hinter dem Rücken des Mannes ein dunkler Schrank, es könnte ein Tresor sein.

Meine ganze Kindheit hindurch wurde der junge Unbekannte nicht müde, diese eintönige Arbeit zu verrich-

ten. Natürlich nahm ich ihn während der Sonntagsbesuche bei der Großmutter kaum wahr. So wie Kinder eben schauen: flüchtig, immer auf der Suche nach neuen, aufregenden Eindrücken.

Ich machte mir damals also keine großen Gedanken über den unbekanntenen jungen Wehrmachtssoldaten und habe wohl auch nie nach ihm gefragt. Vielleicht auch weil ich ahnte, dass es unstatthaft gewesen wäre. Und dennoch schwebte die Frage nach ihm all die Jahre in dem kleinen Münchner Wohnzimmer meiner Großmutter und schien dort nur auf mich zu warten – wie die wunderbar harten Gummibärchen in der Blechdose unten im verschnörkelten Gläserschrank.

Mein Großvater Hinrich war der Mann auf dem Foto selbstverständlich nicht. Gott bewahre! Von dem war meine Großmutter seit Jahren geschieden, und wenn sie doch einmal auf ihn zu sprechen kam, verdunkelten sich ihre sonst meist heiteren Züge. Denn in den Nachkriegszeiten hatte sie die vier Kinder durchgebracht und er das wenige Geld – von den anderen Frauen nicht zu reden. Geheiratet hat sie nicht wieder. Wer also mochte der blendend aussehende junge Mann sein, dass er einen so privilegierten Platz in ihrem Herzen hatte und noch nach Jahrzehnten vor aller Augen im Wohnzimmer auf ihrem Sekretär stehen durfte?

Die Antwort auf diese Frage trug das Foto all die Jahre auf seinem Rücken. Man hätte es nur aus dem kleinen, lederen Rahmen herausnehmen müssen. Denn dort steht in Sütterlin mit Füllfederhalter geschrieben: *Für meine Ella.* Und darunter: *Victor Jacoby, Königsberg, Sommer 1939.*

Potsdam, Anfang Januar 1945

Es rauscht in Ellas Kopf. Sie fühlt sich bleiern. Blass liegt sie auf dem Sofa. Eben hat sie die Kinder ins Bett gebracht und dann die Füße hochgelegt. Noch eine halbe Stunde bis zum Abendessen mit Viki, ihrer großen Schwester. Die hölzerne Armlehne des Sofas hat sie mit einem kratzigen Kissen abgepolstert, ihre Hand ist hinter die Schulterblätter geklemmt, die Armbeuge stützt den Hinterkopf. Ihr Blick verliert sich im Muster der braunen Wasserflecken an der Decke.

Die Luftangriffe der letzten Jahre zielten zwar vor allem auf Berlin, aber auch hier in Potsdam sind einige Häuser von den Luftminen zerstört worden. Das Dach ihres Hauses ist mit einem leichten Schaden davongekommen und notdürftig repariert worden. Die Decke zu streichen, dazu hat sich keiner aufraffen können. Wozu auch? Niemand weiß, wie viele Bombenangriffe noch kommen werden. Immerhin müssen sie sich nur noch selten die Nächte in den Kellern um die Ohren schlagen, weil die Engländer längst auch bei Tageslicht fliegen können – die deutsche Flugabwehr ist praktisch hinüber. Mit Galgenhumor spaßen die Leute: »Früher hat die Flak hundert Schuss pro feindliches Flugzeug

abgefeuert, jetzt kommen hundert Flugzeuge auf einen Schuss.«

Bloß nicht dran denken. Ella massiert sich mit beiden Händen die Nasenwurzel, dann die Stirn, dann das ganze Gesicht. Lieber Viki zuhören, die nebenan am Klavier Brahms spielt, auch damit die Kinder besser einschlafen. Das sternklare *Intermezzo* besänftigt Ellas Nerven. Wie eine Glasharmonika klingt es nach paradiesischer Geborgenheit. In der sinnlosen Schwere der letzten Monate endlich etwas Wahrhaftiges, ein wärmendes Gefühl macht sich in Ella breit. Es ist wieder wie früher, wenn die große Schwester nachmittags in der Villa im Königsberger Stadtteil Maraunenhof am Flügel übte und Ella bei den Schularbeiten saß. Vor ihrem Fenster die Schwäne, die vom Grund des Oberteichs Wasserpflanzen heraufholten und blasenschlagend zerbissen. Da war auch Vater noch am Leben.

Wie deprimierend die Wasserflecken an der Decke sind. Sie führen ihr die Brüchigkeit ihrer Existenz vor Augen. Sie ist nur untergeschlüpft bei Viki, und eigentlich ist die Wohnung für sie alle zu klein. Aber sie kann den Blick nicht abwenden von den geheimnisvoll mäandernden Formen über ihr. In den braunen Linien da oben glaubt Ella, die Umrisse des Schwarzen Meeres zu erkennen und direkt daneben die Iberische Halbinsel und Madagaskar, das einer stoßzahnähnlichen Inselkette westlich vor Alaska zu entkommen sucht: Als hätte einer die Weltkarte auseinandergeschnitten und die Länder zum Spaß irgendwie auf dem Küchentisch durcheinander gemischt. Manche Landstriche sind dabei über

die Tischkante gekippt und ins Nirgendwo getrudelt. Wie ihr Samland.

Ella denkt an den vergangenen Sommer in Ostpreußen, den sie bei Freunden auf dem Gut Pigallen bei Laptau verbracht hatten. Die Erinnerungen daran bewahrt sie auf wie in einem Schmuckkästchen. In Momenten wie diesen macht sie es auf und fährt in Gedanken wieder mit den Kindern ins nahe Seebad Cranz, um an der Ostsee die Segelboote der Nehrung zufahren zu sehen, über den hölzernen Corso zu laufen und die Möwen zu füttern oder bei Sturm auf dem Seesteg die anbrandenden Wellen unter sich durchrollen zu lassen. Dann holt sie ein Pferd aus dem Stall und reitet an der Steilküste entlang, abwechselnd aufwärts zur Steilküste und wieder hinab zu einem der Bäche, die sich durch finster zugewachsene Täler bis zum Meer hinabfurchen. Oder sie malt sich einen Ausflug zum Galtgarben aus, dem mit 111 Metern höchsten »Berg« des Samlandes, wo in ihrer Kindheit das Skilaufen in Mode gekommen war.

Das Ende dieses Sommers war jäh. Zu Hause in Königsberg erwartete sie Anfang September eine Trümmerrüste. Zwei Jahre nach den nadelstichartigen Luftangriffen der Russen hatten britische Lancaster-Bomber einen Feuersturm entfacht, der die Straßen in ein Inferno verwandelt hatte. Noch von Pigallen aus hatte Ella den Widerschein der Brunst am Himmel gesehen. Doch als sie zurück in die ehrwürdige Altstadt kam, jene Altstadt, die doch immer da gewesen war, solange sie denken konnte, waren fast alle Häuser ohne Dächer, der Schutt auf den

Bürgersteigen reichte stellenweise bis zu den ersten Fensterbrettern hinauf. Einzelne Straßenbahnschienen waren in der Hitze gerissen und hatten sich nach oben gebogen. Drei Tage lang hatte man die noch glühende Innenstadt nicht betreten können, und auch jetzt noch erhitzen die Steine die Luft.

Im mittelalterlichen Schloss waren einst preußische Könige gekrönt worden! Doch jetzt kokelten überall nur noch die Balken vor sich hin, und die Luft war erfüllt vom ekelhaft süßlichen Gestank verwesenden Fleisches. Ella musste immer wieder den Würgereiz unterdrücken. Ihre Augen brannten. Aber sie musste noch zum Kneiphof hinunter. Musste es mit eigenen Augen sehen. Um es fassen zu können.

Vom Schloss sah sie hinab auf den Pregel. Der floss noch um die Dominsel herum, als ob nichts geschehen wäre, aber die alten Häuser darauf waren ein Trümmerfeld, das sich durch die noch immer aufsteigenden Rauchschwaden langsam in den Himmel aufzulösen schien. Einzelne Räumtrupps versuchten, die Straßen und Straßenbahnschienen wieder frei zu bekommen, ansonsten war die Flussinsel fast menschenleer: Posten sperrten die verwüsteten Areale ab. Ella mogelte sich über einen Schleichweg an ihnen vorbei und ging vom Schloss hinunter über die Krämerbrücke. Verrußte Fassaden ragten in den rauchschwarzen Himmel und schauten sie aus leeren Augen an. Hinter ihren scheibenlosen Fenstern waren keine Wohnungen mehr, keine Bücher, keine Möbel, keine Stockwerke. Die Häuser waren nur noch Schächte, in die von oben das Tageslicht fiel.

Am Straßenrand aufgereiht lagen Leichen. Obwohl der Angriff schon Tage her war, hatte man sie noch nicht alle wegschaffen und beerdigen können. Es mussten Tausende sein, die hier umgekommen waren, die meisten hatte man mit Tüchern zugedeckt. Ella versuchte, nicht hinzusehen, doch auch die einzelnen Bildfetzen brannten sich ihr unauslöschlich ein, verkohlte Körper auf die Größe von Kindern geschrumpft.

An die stehen gebliebenen Fassaden hatten überlebende Bewohner mit Kreide ihre neuen Adressen geschrieben, damit Freunde und Verwandte sie finden konnten. Das Kopfsteinpflaster war von einem zentimeterdicken Teppich aus Staub bedeckt und übersät mit Papieren. Hie und da lagen kindersarggroße Blindgänger herum.

Wo war die frühere Weinhandlung des Vaters? Wo ihre Renaissancefassade, die in keinem Reiseführer fehlte? Ella konnte sie nicht mehr finden zwischen den geborstenen Mauern und herabgestürzten Dächern. Sie war in dem Haus geboren worden – jetzt war es nur noch ein Haufen Steine. Am Boden der rußige Kopf einer Fassadenfigur, der zwischen die Streben eines herabgestürzten Fensterkreuzes gekullert war. Kneiphöfische Langgasse 27 – was war das jetzt noch? Eine Adresse ohne Haus. In einer Straße ohne Häuser. Stattdessen konnte Ella jetzt über die Schutthaufen hinweg den Pregel sehen – das Hundegatt – und dahinter die zerbombten und heruntergebrannten Fachwerkspeicher der Lastadie. In Ellas Rücken stiegen von der Ruine des Doms Rauchwolken in den Himmel.

Gerade war die Welt noch halbwegs in Ordnung gewesen, hatte es Sicherheit und zivilisiertes Leben gegeben. Gut, die Kriegsjahre hatten Entbehrungen bedeutet, mehr noch als nach der Abtrennung vom Reich durch den polnischen Korridor, der der Wirtschaft von Ostpreußen die Luft abdrückte – auch dem Weinhandel ihres Vaters. Nach seinem plötzlichen Tod war seine Familie noch mehr in die Enge getrieben worden, alle hatten den Gürtel enger schnallen müssen, und mit dem Leben in der Villa war es bald auch vorbei gewesen.

Aber irgendwie hatten sie noch ein hinlänglich normales Leben führen können – oder wenigstens die Illusion davon. Und jetzt diese totale Zerstörung einer ganzen Welt. Ihrer Welt. Mit den Mauern der Stadt waren auch die ihrer Kindheit und Jugend eingestürzt. Was sollte jetzt noch Bestand haben? Sie kehrte ihrem ehemaligen Elternhaus den Rücken und lief wieder in die Altstadt hinauf.

Die seelische Verfassung der überlebenden Königsberger war desolat: Eltern, Großväter, Kinder, Schwestern waren in den Luftschutzkellern erstickt. Onkel, Tanten, Kusinen, Großmütter in eingestürzten Häusern erschlagen und verschüttet. Brüder, Freunde, Vettern, Bekannte, Kollegen im Feuersturm umgekommen. Die Blicke der Überlebenden waren erloschen und von Entsetzen gezeichnet. Mit Taschentüchern vor der Nase irrten sie verstört durch die noch qualmenden Trümmerhaufen, um vielleicht doch noch Angehörige zu finden oder Überreste ihres Besitzes. Am Schlossteich traf Ella einen Freund aus der Tanzstunde: Christian hatte gerade Front-

urlaub. Sein Gesichtsausdruck war der eines alten Mannes. Als sie ihn nach seinem Wohlergehen fragte, brach er in Tränen aus und erzählte, wie er sich während des Angriffs in einem Ruderboot auf den Schlossteich gerettet hatte: »Wir haben uns um die Boote geprügelt! Wie die Neandertaler!«

Er berichtete, wie der Feuersturm in der Mitte des idyllischen Teiches riesige Wellen aufpeitschte, wie ganz Königsberg ein einziger Kamin war, der allen Sauerstoff fauchend in sich hineinsog und gen Himmel spie. Auch die Schlossteichbrücke habe lichterloh gebrannt und immer wieder zischende Balken ins Wasser fallen lassen. Die Vögel seien in Schwärmen tot vom Himmel gefallen; viele der Ruderboote in den Wellen umgeschlagen. Eine Hitze wie vorm Hochofen.

Hier hielt Christian inne und atmete schwer. Dann sprach er tonlos weiter, den Blick aufs Pflaster gerichtet:

»Unser Boot ist zum Glück nicht gekentert, aber viele Ertrinkende versuchten sich in ihrer Not am Bootsrand hochzuziehen. Ich habe also wie die anderen mit den Riemen so lange auf ihre Hände gehauen, bis sie losgelassen haben. Manche Paare sind eng umschlungen untergegangen. Am Ufer lichterloh brennende Menschen, die sich wie schreiende Fackeln ins Wasser stürzten. So muss es in Pompeji gewesen sein, beim Ausbruch des Vesuv.«

Dort am Schlossteich sieht Ella sich einige Jahre zuvor mit Victor sitzen. Dort hat er sie so leidenschaftlich geküsst wie noch nie. Sie erinnert sich, wie sie sich damals vor Wonne schier aufgelöst hat, wie sie Wasser wurde, Kaskade, Wipfel und Vogelgezwitscher: Sie war mit allem

eins geworden in diesen kurzen Momenten der innigen Verbundenheit.

Die Liebe zu Victor war für sie immer wie der Klatschmohn, der in den Kornfeldern des Samlandes wächst: ebenso leuchtend und ebenso betörend, ebenso zart und auch ebenso gefährdet. Denn einmal gepflückt, verwelkt Klatschmohn, noch bevor man ihn in die Vase stellt.

Ella sieht wieder hinauf zu den braunen Flecken an der Decke. Mit einem Mal wandeln sie sich zu Hieroglyphen. Als müsse sie sie nur entziffern, um darin den Schlüssel für die Frage zu finden, welche Rolle Victor in ihrem Leben spielen soll. Und darf.

Bisher ist sie sich sicher gewesen, mit ihm abgeschlossen zu haben. Hat sich immer bemüht, ihrem Mann Hinrich eine gute Ehefrau zu sein. Aber jetzt hier auf dem Sofa merkt sie, dass Victor sie nie wirklich losgelassen hat. Die alte Wunde ist in diesem Krieg wieder aufgegangen. Als hätten die Bomben nicht nur ihre Heimatstadt zerstört, sondern darunter auch ihre Klatschmohn-Liebe wieder zum Leben erweckt – und mit ihr eine tiefe Sehnsucht.

Sie muss an seinen schmalen Körper denken, an seine zarten Handgelenke, an den zimtbraunen Halsausschnitt, wenn er leger ging und nicht in Uniform. Was soll sie nur anfangen mit dieser Sehnsucht? Sie hat schließlich Mann und Kinder. Und Victor ist irgendwo weit weg in diesem Krieg. Ob er überhaupt noch lebt?

Nach den Bombenangriffen auf Königsberg ermahnte Hinrich sie von Cuxhaven aus in einem Ferngespräch, sie

solle sich und die Kinder in Sicherheit bringen und ins Reich fahren. Als Offizier wisse er, wie es stehe im Osten, mehr könne er am Telefon nicht sagen. Einige Verwandte waren ausgebombt wie zweihunderttausend andere Königsberger auch, und auch in Ellas Wohnung auf den Hufen waren Obdachlose einquartiert worden.

Der Gedanke, zu ihrer Mutter in die Jordanstraße zu ziehen, bereitete ihr Unbehagen. Schließlich hatte sie Hinrich auch geheiratet, um von ihr unabhängig zu werden und Abstand zu gewinnen. Lange schon hatte sie gespürt, dass sie nicht gerade ihre Lieblingstochter war. Für sie und Emil als die letzten von acht Kindern war offenbar nicht mehr genug Liebe und Fürsorge übrig gewesen. Spätestens nach dem frühen Tod des Vaters.

Wo also sollte sie hin? Schließlich gab sie Hinrichs Drängen nach und packte die Koffer. Zu ihm nach Cuxhaven konnte sie nicht: Er hatte nur ein Zimmer in der Kaserne der Marine, wo ihm eine Flakbatterie unterstand. Dann kam Vikis Einladung, zu ihr und ihren Kindern nach Potsdam zu ziehen.

Die sepiabraunen Umrisszeichnungen über ihr sehen jetzt aus wie eine alte Schatzkarte. In der Quinta hat der Zeichenlehrer sie mal mit Tusche solche Karten zeichnen lassen. Schon damals hat sie sich weggeträumt und in ihrer Fantasie ganze Welten erschaffen. Jetzt scheint es, als habe das Regenwasser auf der Tapete einen großen Kontinent gebildet, mit einem feingefleckten Relief, zu den Küstenlinien hin dunkler und bestimmter werdend. Das Muster erinnert Ella an die leicht aufgeraute Wasseroberfläche des Kurischen Haffs, wenn der Ostwind Wellenkämm-

chen vor sich hertreibt. Ein Kontinent voller Wasser! Dann kippt das Bild: Sie entdeckt am Ende des Kontinents das Haupt eines Leoparden. Sein Unterkiefer hängt lose herab, ein ärgerlich angelegtes, spitzes Ohr lauscht nach hinten, die Augen fassen eine Beute oder Gefahr in den Blick. Die feine Fleckung des Kontinents ist das Fell der Raubkatze.

Ella werden die Lider schwer. Die Umrisse geraten in Bewegung, fangen an zu wabern, zu atmen und im Halbdunkel seltsam zu leuchten. Gehen ineinander über. Halbinseln lösen sich vom Festland ab, gleiten ins Nichts, und das Ganze scheint auseinanderzudriften. Eine angenehme Schläfrigkeit überkommt sie.

Für Momente dämmert sie weg. Aus der Landkarte lösen sich Pferdeköpfe, Greife und langzahnige Tiefseefische. Sie drohen, sich auf sie zu stürzen, dann Dunkelheit: Menschen schreien, die Bremsen eines Zuges schrillen. Von oben dumpfe Schläge, als sollte jeden Moment alles auseinanderbersten. Panik überall. Sie drückt ein Kleinkind an sich, das brüllt wie am Spieß.

Ella befindet sich in einer Untergrundbahn, die eine Höllenfahrt begonnen hat. Immer tiefer saust sie ins Erdinnere. Die Waggons schlagen scheppernd von einer Seite auf die andere. Die Hitze des Erdkerns bringt die Wände der Waggons zum Glühen, und um sie ist ein wummern-des Dröhnen. Die U-Bahn ist eine eiserne Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt, sich selbst von hinten zu verschlingen beginnt. Immer näher kommt das mahlende Maul, als Ella in der Ferne einen kleinen Lichtschimmer sieht.

»Ella, wach auf! Du träumst, Ella! Wach auf!«

Jemand rüttelt an ihrer Schulter. Sie schreckt hoch. Viki sitzt neben ihr auf der Sofakante. In der Linken eine Kerze, die Rechte auf den Bauch gelegt:

»Wir haben Stromausfall.«

Ella atmet tief, nur zögernd löst sich der Alldruck von ihren Schläfen. Seit die große Schwester wieder ein Kind erwartet, ist sie so heiter und gelassen, als könne ihr die ganze Weltgeschichte nichts anhaben. Viki stellt die Kerze auf dem Teewagen ab und legt ihr die Hand auf die Stirn. Die ist angenehm kühl und trocken.

»Wieder die U-Bahn?«, fragt sie.

Ella nickt. Viki lächelt:

»Komm, wir essen bei Kerzenlicht! Wie früher!«

Ihre Stimme hat die Farbe von welchem Herbstlaub, für Ella birgt sie so viel Wärme und Vertrautheit. Auch wenn sie früher ohne Abendbrot ins Bett musste, stand Viki manchmal mit Kerze in der Hand vor ihrer Tür. In einem Stoffbeutel hatte sie dann ein paar Kleinigkeiten, die sie für sie in der Küche stibitzt hatte.

Sie sind so unterschiedlich, wie Schwestern nur sein können, und das hat die letzten Monate nicht immer leicht gemacht. Viki ist ernsthaft und verantwortungsvoll, wohingegen Ella sich den Lebenshunger und das Flatterhafte ihrer Jugend nicht hat abgewöhnen können. Dennoch bedeutet Viki für sie einen Rest familiärer Geborgenheit. Völlig selbstverständlich hat sie Ella und die Kinder im Herbst bei sich aufgenommen. Sicher, seit Vikis Mann Friedel an die Westfront abkommandiert wurde, fühlte sie sich vielleicht etwas allein mit ihren bei-

den Kindern hier in Potsdam. Aber in den drei kleinen Zimmern unter dem Dach haben sie dann doch zusammenrücken müssen, und auch Meinungsverschiedenheiten sind nicht ausgeblieben.

Doch jetzt fühlt Ella ein warmes Strömen in der Brust. Zum Glück sind wenigstens die Geschwister füreinander da. Die Last des Albtraumes entfernt sich allmählich. Ella sieht zu Viki hoch:

»Noch einen Moment, dann komme ich.«

Ungeheuerlich, dass es überhaupt Kriege gibt, denkt sie. Einmal sind sie mit den Eltern in der Johannisburger Heide in Masuren gewesen, und bei einer Wanderung am verwunschenen, sichelförmigen Niedersee hat der Vater gesagt, dass es hier nur ein paar Kilometer sind zur polnischen Grenze.

Schon damals hat ihr das nicht eingeleuchtet: Zu beiden Seiten sirren doch die Mücken und hüpfen die Pögggen, zu beiden Seiten streifen die Elche durch den Wald und mampfen die fetten Kräuter aus dem Schatten, und zu beiden Seiten wollen Menschen einfach nur miteinander leben – auf Deutsch oder eben auf Polnisch. Sie denkt an Malenka, eines ihrer Kindermädchen, die konnte in ihrer Muttersprache so zärtlich-wehmütige Kinderlieder singen.

In den Schemen über ihr sucht sie noch einmal nach den Konturen eines Landstrichs, in dem sie Zuflucht finden könnte. Wo kann sie sich und den beiden kleinen Kindern ein neues Leben aufbauen, wenn dieser Krieg vorbei ist? Wird es danach eine Zukunft geben, in der Staaten vielleicht ineinanderfließen wie die Ränder der

braunen Holzschutzfarbe da oben an der Tapete? Wird dann endlich jeder eine Heimat haben, die ihm Sicherheit und Vertrautheit gibt? Ella hofft, dass Königsberg nicht nur der Ort ihrer Vergangenheit sein wird, sondern auch der ihrer Zukunft.

Königsberg, Juni 1932

Ella flitzt aus dem Haus. Sie hüpfte die von Säulen gerahmte Portaltreppe der Villa Aschmoneit hinab auf die Straße. Ihre dicken Zöpfe tanzen hinter ihr her wie zwei strohblonde Ringelnattern. Sie ist mal wieder spät dran. Der Ranzen schlenkert an einem Riemen auf dem Rücken, und um ihre Knie flattert ein zitronengelbes Kleid. An den Ärmeln und am Halsausschnitt ist es mit Rüschen abgesetzt. Im Laufen macht sie den obersten Knopf wieder auf, den ihr das Kindermädchen an der Tür gerade noch geschlossen hat.

Ella genießt es zu rennen, die Welt weht ihr um die Ohren und Beine. Mit jedem Schritt schüttelt das Kopfsteinpflaster der Wallenrodtstraße sie tüchtig durch und vertreibt nebenbei die nachdrücklichen Worte, die der Vater eben noch an sie gerichtet hat. Denn nach der Schule soll sie ihn im Geschäft auf dem Kneiphof abholen, er habe etwas mit ihr zu besprechen. Dabei hat er sie ungewöhnlich streng angesehen. Umso schneller rennt sie jetzt, und nach einem Weilchen ist sie wunderbar außer Atem, fühlt sich vom Leben durchpulst.

Zu Hause in der Villa muss sie immer artig sein, und wenn sie auf der Treppe hampelt oder pluddrig von der

Schule kommt, dann heißt es: »Kind, das tut man nicht!« Mutter Alice schickt sie dann zur Strafe auf den Eselsstuhl, mit einem Ausdruck um die Lippen, der an die zusammengezurrite Öffnung von Ellas Turnschuhbeutel erinnert.

Eigentlich ist sie auf den Namen ihrer Großmutter Elisabeth getauft. Doch als sie sprechen lernte, nannte sie sich immer *Ellabä*, und so ist ihr das *Ella* geblieben. Jetzt saust sie die Ernst-Wichert-Straße hinab, ihrem Schatten hinterher, den die Morgensonne aufs Pflaster wirft. Sie will die Straßenbahn noch bekommen. Die nächste Bahn – eine Viertelstunde später – würde zwar auch noch knapp genügen, wenn sie das letzte Stück zur Schule rennt, aber dann müsste sie alleine fahren.

Beim Laufen schubbert ihr Unterhemd empfindlich an den Brustwarzen. Die sind in den letzten Monaten deutlich angewachsen. Ella achtet kaum darauf. Ein Windstoß entlockt einer Birke über ihr ein feines Rauschen. Schon hört sie die Bahn die Herzog-Albrecht-Allee herunterklabastern – sehen kann sie sie noch nicht.

Vorne am Bismarckplatz steht auch schon Marita. Ella lacht ihr entgegen und entblößt die Zähne. Seit Neuestem fühlt sie sich manchmal etwas gehemmt – »das ist das Backfischalter«, sagen die Erwachsenen – und schämt sich dafür, dass zwischen ihren Schneidezähnen kleine Spalten stehen. Dann zieht sie die Lippen darüber. Jetzt aber ist sie unbekümmert: Marita ist ihre beste Freundin. Um ihre schönen Zähne beneidet sie sie trotzdem.

»Es macht dir wohl Spaß, immer auf den letzten Drücker zu kommen.« Marita setzt ihr kluges Lächeln auf.

Ella weiß, dass Marita sie so mag, wie sie ist. Auch wenn sie schon seit ein paar Minuten hier auf sie wartet – wie jeden Morgen. Sie trägt wie immer ein weißes Kleid, weiße Kniestrümpfe und einen weißen Strohhut. Sonntags hat sie manchmal sogar noch zwei weiße Blütenbäusche hinter die Ohren gesteckt.

Ella wundert sich manchmal, dass dieses sanfte und ernsthafte Mädchen immer noch mit ihr befreundet ist, wo Ella doch ganz im Gegenteil ein übermütiges und bisweilen »unartiges« Marjellchen ist. Marita macht nie Faxen. Oder höchstens auf eine feine Art: Da muss Ella dann erst nach einer Weile lachen, wenn sie die Spitze einer Bemerkung ausfindig gemacht hat. Drei Jahre lang haben die beiden zusammen die kleine Privatschule von Fräulein Lemke hier im Vorort Maraunenhof besucht und auch an den Nachmittagen viel Zeit miteinander verbracht: Nun gehen sie schon in die Untertertia der Königin-Luise-Schule in der Stadt und sind immer noch Freundinnen.

Völlig außer Puste legt sie der Freundin die Armbeuge um den Hals und lässt ihren Kopf sanft an den von Marita bimsen. Kollernd kommt die Straßenbahn heran. Funken bratzeln am Stromabnehmer – die Königsberger nennen ihn wegen seines Aussehens humorvoll »Teppichklopper«. Über der zweigeteilten Windschutzscheibe des Chauffeurs sieht Ella eine weiße Sieben aufgedruckt, darunter einen einzelnen Scheinwerfer: Sie muss dabei immer an das Auge des Zyklopen denken, von dem sie im Lateinunterricht gehört hat.

Die Bahn kommt mit einem kleinen Ruck zum Stehen.

Ella und Marita steigen in den vorderen der beiden Wagen ein: denn hinterm Fahrer sitzen die Jungs. Sie klettern die Stufen hinauf und drücken sich an Chauffeur Schoske vorbei. Der brummt sein »Morgen Marjellchens!«

Und da sitzen sie in kurzen Hosen: Kurt und der dicke Boris links vom Gang mit gutem Blick in den Führerstand und rechts auf der schmaleren Sitzbank zusammengedrängt Gustav und Felix. Dahinter noch ein paar andere, die Ella nicht mit Namen kennt. Sie grinsen betont überlegen, als die Mädchen auf sie zukommen. So wie allabendlich im Opernhaus am Paradeplatz die gleichen Stücke gegeben werden, so ist es morgens hier in der Elektrischen ein ritualisiertes Schauspiel mit zahllosen Variationen:

»Hat dir die Mami noch schön die Zöpfe geflochten!«, frozelt der dicke Boris mit noch kindlicher Stimme, woraufhin Gustav sie scherzhaft kurz zweimal am rechten Zopf zieht, als hätte er den Klingelzug des Schaffners in der Hand: »Vorsicht bitte! Abfahrt!«, quäkt er stimmbrüchig, und tatsächlich ruckt die Bahn jetzt an. Um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, greift Ella in Gustavs dunkelblonden Wuschelkopf hinein – durchaus ein bisschen kräftiger als nötig, ein wenig Strafe muss ja sein.

»Oh, entschuldigen Sie, Herr Schaffner!«, flötet sie mit Unschuldsmiene zu ihm hinab. »Jetzt hab ich doch glatt ihren Kopf mit dem Haltegriff verwechselt! Wie konnte ich nur!« Gustav verzieht in leichtem Schmerz die Mundwinkel, kneift die Augen zu und greift mit beiden Händen nach der der Übeltäterin. Gustavs Jungshände sind ein wenig klebrig und haben Hornhaut an den Ballen

und Fingerkuppen. Die Berührung fährt Ella wie ein zarter Stromschlag durch den Körper und hinterlässt ein Kribbeln in allen Gliedern. Sie fühlt sich so leicht und heiter, so verbunden mit der Welt, ja geradezu als ihr Mittelpunkt: Nirgendwo anders möchte sie jetzt stehen als neben diesem Lorbass hier.

Die anderen Jungen feixen herüber und machen keinerlei Anstalten, ihrem Kameraden zu Hilfe zu kommen. Boris plärrt:

»Was sich liebt, das neckt sich! Was sich liebt, das neckt sich!«

Seine Kameraden fallen gleich im Chor mit ein. Sofort lockert Ella ihren Griff: Das wird ihr dann doch zu heiß. Sie gibt Gustav noch einen Puff in den Oberarm und will zu Marita gehen, die sich schon ein paar Reihen weiter hinten gesetzt hat. Offensichtlich um der rauen Zärtlichkeit ihrer Begegnung nachträglich noch etwas unverfänglich Ruppiges zu geben, dreht Gustav sich noch einmal um und kneift Ella von hinten in den Oberschenkel. Die Jungs johlen nur noch mehr.

»Kinder, is' denn jetz' ma Ruhe dahinten!«, schimpft Schosske schmunzelnd aus dem Führerstand. »Wie soll ma sich denn da konzentrieren!«

Inzwischen ist die »Sieben« die Auguste-Viktoria-Allee hinuntergeschuckert und über eine kleine Bucht des Oberteiches, wo die Kinder im Winter Schlittschuh laufen. Dann rechts der Rosengarten mit den Goldfischteichen. Gerade halten sie an der Badeanstalt. Nur einige ältere Herren nutzen die Ruhe des Vormittags zum Schwimmen. Die Morgensonne bringt die aufgeraute

Wasserfläche zum Funkeln. Ein paar Enten und Blässhühner tummeln sich am Ufer.

»Ach was, Herr Schosske, das Straßenbahnfahren ist doch gar nicht schwer!«, meldet sich Gustav vorlaut. »Sie müssen doch nur geradeaus fahren auf den Schienen!«

»Na von wegen!«, antwortet Schosske mit gespielter Empörung. »Komm mal vor, min Jung, ich zeig dir, dass das kein Kinderspiel ist!«

Das lässt Gustav sich nicht zweimal sagen, denn normalerweise ist es verboten, sich während der Fahrt im Führerstand aufzuhalten. Schosske erklärt ihm, wie er beim Anfahren mit der Kurbel den messingfarbenen Nockenfahrtschalter im Uhrzeigersinn dreht, um nacheinander die Widerstände auszuschalten und volle Stromkraft auf die beiden Motoren zu geben. Dabei rattert es ordentlich.

»So«, sagt er, als die volle Geschwindigkeit erreicht ist. »Jetzt kann ich die Bahn ein Weilchen rollen lassen. Dafür stelle ich den Hebel wieder zurück auf null.«

Wieder das Rattern. Er legt die Stirn in Falten und setzt ein gewichtiges Gesicht auf.

»Aber ich muss höllisch auf den Verkehr achten, denn mein Bremsweg ist viel länger als der der Automobile. Siehst du, da vorne? Da will einer aus der Tauroggenstraße einbiegen. Immerhin, er wartet, bis wir vorbei sind. Wenn er sich's aber anders überlegt, dann muss ich schnell sein, sonst kracht's.«

Die Elektrische rollt auf die Kunsthalle zu.

»Das Geheimnis des Straßenbahnfahrens ist also nicht das Fahren, sondern das Bremsen.«

Er dreht klackernd die Kurbel in die andere Richtung, um die Motorbremse zu bedienen.

»So, und auf den letzten Metern bremsen Sie jetzt mit der Druckluftbremse, die ist sanfter.«

Dabei zischt es zunehmend lauter. Die Bahn kommt zum Stillstand. Einige Fahrgäste steigen aus. Schosske schließt hinter ihnen die Tür, der Schaffner bimmelt zweimal.

»Na, Jungchen, willst du auch mal?«

Gustav bekommt eine rosige Gesichtsfarbe und strahlt: »Gerne, Herr Schosske!«

»Na, dann dreh mal rauf bis auf sieben!«

Gustav packt die große Kurbel mit beiden Händen und lehnt sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen. Die Jungs feuern ihn durch die offene Schiebetür an.

»Und jetzt wieder zurück auf null!«, sagt Schosske nach einer Weile, als die Bahn genug Fahrt aufgenommen hat.

Ella hat sich neben Marita gesetzt. Die Jungs vorne haben die Unterarme auf die Sitzlehnen vor sich gelegt und das Kinn auf die Handrücken gestützt, um möglichst gut ins Führerhaus zu sehen. Es gefällt Ella, dass sie sich von dem Mann nicht einschüchtern lassen, sondern ihm fordernd Fragen stellen. Aber sie ist auch ein wenig neidisch, denn Jungs dürfen lustig sein und frech, sie werden auch nicht so sehr gescholten, wenn sie sich mal als Bosnickel gebärden. Ihr großer Bruder Hans war den Eltern früher sogar zu brav, wie sie einmal beiläufig erwähnt haben; denn er brachte nur die besten Zensuren nach Hause und hat nie Streiche gemacht. Nur einmal

hat ihn der Vater dabei erwischt, wie er eine Zigarette stibitzte – da war er ganz erleichtert, dass er doch ein normaler Junge ist.

Ella sieht den Jungs von hinten zu, sieht das Y ihrer Hosenträger, und dass Boris' Schuhbänder lose sind. Die Beine der Jungs ragen in den Gang hinein. Sie sieht ihre festen Waden, den Schorf an den Knien und ihre zimtbraunen Oberschenkel, die wie Fischbäuche an der Unterseite heller sind. Während die Elektrische die Cäcilienallee entlangfährt, lässt die Morgensonne durch die Pappeln hindurch auf diesen Beinen in regelmäßigem Rhythmus die kleinen blonden Härchen golden aufglänzen. Ella kann den Blick nicht abwenden und wartet bei jedem Schatten auf den nächsten kurzen Sonnenabschnitt. An der rechten Hand spürt sie noch Gustavs Griff.

Am backsteinernen Wrangelturm der alten Befestigungsanlagen verlässt die Straßenbahn das Ufer des Oberteichs und überquert den Wallring. Schoske bimmelt laut mit seiner Fußglocke, um einen Autofahrer zu warnen, dann rattert er wieder mit seiner Kurbel.

Schräg vor Ella auf der anderen Seite des Mittelgangs sitzt der große Fredy, der schon fünfzehn ist. An der Kabelei eben hat er sich nicht beteiligt. Er sieht schon so erwachsen aus, findet Ella. Es macht ihr Eindruck, dass Fredy nur selten etwas sagt. Dann aber ist es meistens etwas mit Gewicht, und die anderen Jungs hören auf ihn. Seine strohblonden Haare sind im Nacken kurz ausrasiert und enden in einer in den Kragen zeigenden Pfeilspitze. Ella fallen seine leicht abstehenden Ohren auf und



Ulrich Trebbin

Letzte Fahrt nach Königsberg

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-442-75776-3

btb

Erscheinungstermin: März 2018

Königsberg, das sind für Ella die Möwen über dem Fischmarkt, das ist der ornamentale Rundbogen über dem väterlichen Weinkontor. Das sind die unbeschwerten Tage an der Küste des Samlands und das ist Victor, ihre erste große Jugendliebe. Doch Anfang 1945, kurz vor Kriegsende, liegt die einst so prachtvolle Metropole Ostpreußens in Schutt und Asche. Und auch in Potsdam, wohin sich Ella mit ihren beiden Kindern geflüchtet hat, wird die Lage immer beklemmender, die Essensvorräte immer knapper. Als Ella sich an die zahllosen Einmachgläser im Keller ihrer alten Königsberger Wohnung erinnert, gefüllt mit Mirabellen, Sauerkraut und Schweinebraten, wagt sie das Unmögliche: Mitten hinein in den Vormarsch der russischen Truppen steigt sie in den Zug nach Königsberg, in eine Welt, die dem Untergang geweiht ist.



[Der Titel im Katalog](#)